

Stärkste Belastungsprobe

Härtester Kampf an der ganzen Ostfront — „Jeder Mann eine Festung“, ist die Losung der Helden von Stalingrad — Beweglichkeit der Verteidigung gegen das sture Anrennen der Bolschewisten

DZa Berlin, 20. Januar.

Auch gestern griffen die Sowjets an mehreren Kampfabschnitten der Ostfront an, wobei besonders in den Südschritten deutsche Truppen und italienische Alpini in angster Waffenkameradschaft dem starken feindlichen Anrennen den erbittertesten Widerstand entgegenstehen. Die bei anhaltendem Frost und heftigen Schneestürmen geführten Kämpfe waren wieder gekennzeichnet durch das Bestreben des Feindes, seine Panzerspitzen ohne Rücksicht auf Verluste vorzutreiben, während unsere Verbände durch die Beweglichkeit ihrer Verteidigung den feindlichen Vorstößen die Kraft nahmen. Durch rasche Stellungswechsel tragen unsere Truppen aus günstigen Positionen flankierende Angriffe vor, die meist zur Vernichtung der vorgedrungenen bolschewistischen Abteilungen und zur Rückgewinnung vorübergehend verlorenen Geländes führten.

Bei den schweren Abwehrkämpfen im Raum von Stalingrad wurden in den letzten Wochen zahlreiche bolschewistische Verbände aufgerieben und völlig vernichtet. Unter den vernichteten bolschewistischen Truppen befinden sich die 64. Panzerbrigade und die 115. Schutzbrigade. Das erlittene Ringen aber geht weiter. Pausenlos setzte der Bolschewist auch am 18. Januar mit allem, was er dort an Kampfmitteln und Menschen zusammengezogen hat, seine Angriffe fort. Mit Tausenden von Granaten hämmerte er auf die deutschen Linien und wühlte jeden Fußbreit Boden auf. Ganze Panzer-Brigaden und Schützen-Regimenter warf er gegen die deutschen Linien. Aber in übermenschlicher Anstrengung hielten unsere Soldaten trotz schwierigster Kampfbedingun-

gen und gefährvoller Gefechtsrisiken und trotz aller Entbehrungen, die sie in den wochenlangen Kämpfen schon zu tragen hatten, dem Ansturm stand. „Jeder Mann eine Festung“, das ist das Wort, das einer von ihnen in den Bunkern Stalingrads fand und das nun die Losung für alle geworden ist, wenn die Feuerstöße der Salvengeschütze niederkrachen, wenn hunderte Bolschewisten über die Schneeflächen vorstürzen und der Kampf Mann gegen Panzer beginnt. So tobt der Sturm Tag für Tag an allen Fronten von Stalingrad. Der deutsche Soldat setzt der Flut von Waffen und Menschen seinen eisernen Willen entgegen.

Vom weitesten Süden der Ostfront bis zum höchsten Norden greift der Feind zur Zeit an den verschiedensten Abschnitten der Front an. Vielfach entwickeln sich hierauf erbitterte Stellungskämpfe, aber oft muss die Abwehr trotz der Unbilden der Witterung beweglich geführt werden. Es ist klar, dass bei Temperaturen bis zu 30 Grad unter Null der Kampf um eine Stellung ein Kampf um Leben und Tod ist. Wer die Stellung in Besitz hat, kann sich irgendwie etwas erwärmen, wer jedoch draussen bleiben muss, ganz gleich ob es sich um Angreifer oder Verteidiger handelt, den

packt der Frost und lähmt sehr bald die Widerstandskraft.

Hieraus erklärt sich die Härte der Angriffs- und Abwehrkämpfe und die Tatsache der bolschewistischen Leichenfelder vor manchen, besonders hart umkämpften Stellungen im Räume von Stalingrad. Wenn dem bolschewistischen Feind es selbst bei rücksichtslosestem Einsatz von Menschenmassen nicht gelingt, die deutsche Abwehrkraft zu vernichten, dann wird oftmals der Versuch gemacht, die deutschen Stellungen durch Artilleriefeuer einzutrommeln. Von fern her rauschen die Granaten herbei und reissen Loch in Loch in den hart gefrorenen Boden. Immer aber, wenn im Anschluss daran der Infanterieangriff wieder vorgetragen wird, dann erheben sich aus den zerhörsenen Stellungen die deutschen Soldaten, richten ihre Waffen, klemmen sich hinter ihre Maschinengewehre und Geschütze und streuen Tod und Verderben in die Reihen der Feinde. Gerade in Stalingrad musste der Bolschewist erkennen, dass selbst dort, wo er die deutsche Abwehr längst zurückgedrängt glaubte, immer wieder Maschinengewehre rattern oder Pakgeschütze die anrollenden Panzer zerschlagen.

Diese härteste Kampfweise, die zur Zeit das Bild der ganzen Ostfront beherrscht, ist die stärkste Belastungsprobe, die die deutschen Soldaten in diesem Kriege überhaupt zu bestehen hatten. Aber naturgemäß nutzt sich auch die Kraft des Feindes um so gefährlicher ab. Es lassen sich bereits beim Nachschub der Sowjets und im Hinterland der feindlichen Front Erscheinungen erkennen, die bei der Fortdauer der schweren bolschewistischen Abnutzungsangriffe zu nicht wieder gutzumachenden Schäden führen können. Daraus ist auch psychologisch der schonungslose Einsatz der bolschewistischen Armeen durch Stalin zu erklären. Aber der deutsche Soldat hält dennoch stand bis zu dem Zeitpunkt, da sich das Wüten des Feindes erschöpft haben wird.

Kein sieghaftes Echo bei den andern

Der angekündigte „Kriegsrat“ wird zur Notgemeinschaft

DZa Stockholm, 20. Januar.

Obwohl die Sowjets zur weiteren Aufpeicherung ihrer verbündeten Massen einen erfindenen Siegesbericht nach dem anderen in denkbar grössten Übertreibungen durch ihre Sender jagten, findet diese gigantische Winternachricht in der englischen und amerikanischen Presse doch nicht annehmend jenes sieghafte Echo, das Moskau wünscht und London und Washington im vergangenen Winter zu ihrer eigenen Blamage bereitwillig geblieben sind.

Der Grund dieser Haltung wird von der Londoner „Times“ angegeben, deren Zuversicht auf einen dauernden Erfolg der sowjetischen Offensiven verschwindend gering geworden ist. Das Blatt kann sich eine Aufrechterhaltung der sowjetischen Widerstandskraft, abgesehen von den schweren blutigen Verlusten und den grossen Einbussen an Kriegsmaterial bei den gegenwärtigen Schlachten, wegen der im Innern der Sowjetunion aufgetauchten Schwierigkeiten nicht recht vorstellen. Das Blatt unterstreicht die grossen Gefahren des Versorgungsproblems, das durch den Verlust der Kornkammern und des wichtigsten Industriegebietes schon gespensterhaft aufsteigt.

Infolge der Kontrolle wichtiger Verkehrswege durch die Deutschen müssten zudem die Eisenbahnen, die sonst für die Versorgung der Bevölkerung zur Verfügung standen, fast ausschliesslich für Militärtransporte verwendet werden. Grösser Kohlenmangel, drohende Hun-

gersnot, eine ständig wachsende Notlage der sowjetischen Bevölkerung würden die Anglo-Amerikaner vor die Notwendigkeit stellen; sofortige Lebensmittelskonvois nach der Sowjetunion zu entsenden. Solche Lebensmittelskonvois können aber nur auf Kosten der militärischen Konvois gehen, die zumindest ebenso wichtig wären.

Dieser „Alarmruf“ der „Times“ stimmt auch mit amerikanischen Betrachtungen grosser Blätter überein, die die durch Roosevelt angestrebte Gründung eines „Rates der grossen Vier“ in Zusammenhang mit der Notwendigkeit bringen, die Überwachung der Zuteilungen und der Lieferungen durchzuführen. Immerhin zeigt es sich, dass der „Rat der grossen Vier“ eine Notgemeinschaft werden soll, um die für alle zu kurze Decke einzuteilen, um die leidigen Streitigkeiten um den Lieferungsvertrag unter den vier „Freunden“ auszugleichen.

Das Problem hat aber noch eine andere Seite: die der Bezahlung. Stalin weigerte sich bisher, einen wirtschaftlichen und finanziellen Blankowechsel Roosevelts auf die Nachkriegszeit der Sowjetunion zu unterschreiben. Amerikanische Blätter drängen aber immer mehr auf „Sicherheiten der Bezahlung“. Die Amerikaner hätten keine Absicht, Waren gegen Waren zu verkaufen, die ihnen nach dem Kriege schwerste Konkurrenz machen können, sie wollten Bargeld, heisst es in den Zeitungskomentaren.

Der Führer empfing den spanischen Parteiminister Arrese

Aus dem Führerhauptquartier, 19. Januar.

Der Führer empfing heute in seinem Hauptquartier in Anwesenheit des Reichsministers des Auswärtigen von Ribbentrop und des Leiters der Parteizentrale Reichsleiter Bormann den spanischen Parteiminister Arrese. Der Führer hatte mit Parteiminister Arrese eine längere Aussprache im Geiste der aufrichtigen Freundschaft zwischen Deutschland und Spanien.

Anlässlich seiner Anwesenheit im Führerhauptquartier stattete Parteiminister Arrese dem Reichsaussenminister von Ribbentrop einen Besuch ab.

Schwerer Schlag für Tschungking

Peking, 20. Januar.

Wie Domei aus Tsinan berichtet, hat sich General Wuh Wawen mit 40 000 Soldaten der Tschungking-Truppen am Montag im Raum von Schantung und Kiangsu der überlegenen japanischen Streitmacht ergeben.

Kurz danach richtete General Wuh Wawen über der Rundfunk von Tsinan eine kurze Ansprache an seine alten Waffenkameraden unter Tschungking-Regime. Er forderte darin diese dringend auf, doch die Nutzlosigkeit ihres weiteren Widerstandes gegen Japan nach dem Eintritt der Nanking-Regierung in den Krieg zu erkennen. Die Ansprache wurde von dem Sender Peking auf alle Sender in China übertragen.

Dieser Übertritt von 40 000 Mann ist der grösste seit zwei Jahren, der erste seit Nankings Kriegserklärung und der empfindlichste für Tschungking; da das bisherige Kampfbild der vierten Division zu den grössten Stützpunkten gegen die Japaner gehörte und eine militärische Ausrüstung angesichts der bestehenden Geländebedingungen Schwierigkeiten bereitet.

An die Soldaten Nationalchinas

Nanking, 20. Januar.

Präsident Wangtschingfang forderte in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des obersten Verteidigungsrates in einer Botschaft die Soldaten Nationalchinas sowie die militärische Personal der Nationalregierung auf, den Kampf für die Selbständigkeit Ostasiens im Geiste der engsten Kameradschaft mit den kaiserlich japanischen Streitkräften fortzusetzen.

Wangtschingfang erklärte, die chinesische Nation müsste sich darüber klar sein, dass die Bedeutung des ostasiatischen Krieges darin liegt, den Imperialismus der Engländer und

Amerikaner zu beseitigen, und an seiner Stelle das Ideal des Wohlstandes unter den ostasiatischen Völkern zu errichten. Bereits der Vater der chinesischen Republik, Sun Yatsen, habe erkannt, dass die Emanzipation der Völker Ostasiens zur Sicherung von Frieden und Ordnung in China unerlässlich sei.

Nach einer amtlichen Washingtoner Verlautbarung belaufen sich die Verluste allein des USA-Marinekorps und des Küstenschutzes auf 21 497 Mann. Davon sind 8344 Tote und 11 316 Vermisste. Das Marinekorps besteht aus Seesoldaten, die bei Landungen eingesetzt werden. Man kann also annehmen, dass die genannten Verluste bei den Landkämpfen auf den Salomonen und Neuguinea entstanden sind.

Kampf um den Deich

IN unaufhörlichen Wellen rennt im Osten die Flut der Primitive gegen unsere Stellungen an, gegen die Schutzdämme Europas und seiner Kultur. Härteste Anstrengungen sind nötig, die feindlichen Gewalten zurückzuhalten und Einbruchstellen so zu verstopfen, oder die durchgeschickerten Vögel so abzuwenden, dass das Wallysystem hilt. Wie in Sturmfluten an den Deichen der grimmen See wirft sich jeder mit seiner ganzen Kraft in den Kampf und in die Bruchstücke. Die Arbeit wird geschafft, weil sie geschafft werden muss, soll nicht alles seinen Sinn verlieren.

Im Hinterland der Dämme ist man alarmiert. Wer nach vorne kam, eilt an die bedrohten Stellen, sein Gesicht aufreissend und die Materialien mit sich führend. Unübersehbar lang erstreckt sich der Deich vom Norden nach Süden, nicht zusammenhängend, sondern immer wieder durchbrochen von weiten Strecken, in denen vom ungeschützten Land aus nur Molot und Bunker, Wollenbrüche und eingedämmte Inseln vorgeschoben werden. Es ist schwer, diese ganze Ausdehnung unter gleichmässiger starke Gegenwehr zu halten. Die Abwehr muss dirigiert werden, hierhin und dorthin, wo jeweils der stärkste Ansturm der Gewalten sich geltend macht.

Einmal aber kommt es abends der Morgen. Die Sturmflut ist vorbei und Land, kann auf neue gewonnen werden. Das gesamte Abwehrwerk hat gehalten. Das europäische Hinterland des Deiches lebt und grünt weiter. Die Männer am Deich haben in härtester Arbeit ihre Pflicht getan. Sie konnten sich dabei aber nur deshalb durchsetzen, weil sie aus den Ländern hinter den Deichen in gleich harter Zusammenarbeit alle die Kraft und die Dinge erhielten, die sie brauchten. Kampf um den Deich! Uns hier an der Wasserfront so gut bekannt und jetzt auch in noch grösserer und weitgestreckterem Sinne, das Schicksal Europas! In dunklen und grauen Wintertagen und Nächten pflegt das Schicksal nach den Deichen zu greifen. Wo es dem Hinterland, in dem keine Einigkeit herrscht, in dem die Organisation nicht steht, die die Abwehrkräfte dem toben den Element entgegenzusetzen vermöchte. Die trübe Flut von Schlick und Sand würde alles blühen und Leben in schlammiger Ummarmung ersticken. Diese einzige Gefahr aber hat die Deichgemeinschaften mobilisiert, Gemeinschaften, in denen jeder vom anderen, vom Nachbarn weis und sein Schicksal als einen Ausschnitt des Ganzen empfindet.

Der Sturm brandet in diesen Tagen und Wochen gegen Europa an. Die weiten Länder hinter den Deichen sind alarmiert. Ihre Bewohner wissen, um was es geht. Sie schicken nach vorne, was sie zu entbehren und gewinnen ist, die Abwehr zu verstärken. Die Deiche halten. Aber das Letzte an Leistung muss aus jedem herausgeholt werden, um die feindlichen Elemente von dem weiten Lande abzuhalten, das heute sich anstrengt, Europa noch oben zu tragen.



Bei einer Flakbatterie an der Ostfront. Reinigen schwerer Geschütze bei 20 Grad Kälte

Heldenhafter Widerstand in Stalingrad

Schwere Sowjetangriffe im Don-Gebiet in harten Kämpfen mit Unterstützung der Luftwaffe zum Stehen gebracht

Aus dem Führerhauptquartier, 20. Januar.
Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Im Nordwestteil des Kaukasus schlugen deutsche, rumänische und slowakische Truppen heftige Angriffe der Sowjets zurück. Einsetzendes Tauwetter erschwerte zwischen Kaukasus und Don die Kampfhandlungen auf beiden Seiten. Schwächerer Feind wurde, zum Teil im Gegenstoss, abgewiesen und ein feindliches Bataillon vernichtet.

In den Kampfabchnitten des Dongebietes brachten deutsche Truppen mit Unterstützung der Luftwaffe feindliche Angriffe in stellerweise sehr harten Kämpfen zum Stehen. Eine Infanteriedivision vernichtete dabei zehn Panzerkampfwagen.

Die Verteidiger des Raumes von Stalingrad wehrten trotz harter Entbehrungen unerschüttert sämtliche Angriffe der Sowjets ab.

Südöstlich des Himmesses wurde eine eingeschlossene Kampfgruppe des Gegners aufgerieben. Im Angriff wurden Teile einer weiteren abgeschnittenen Gruppe der Bolschewisten aus ihren Stellungen geworfen und Entlastungs-

versuche abgewiesen. Starke feindliche Angriffe südlich des Ladogasees scheiterten in harten Kämpfen, wobei örtliche Angriffe im Gegenstoss abgelehrt oder beseitigt wurden.

In Nordafrika halten die Bewegungskämpfe an der Front der deutsch-italienischen Panzerarmee an. Die deutsche und italienische Luftwaffe fügten den Briten schwere Verluste an Panzerkampfwagen und Kraftfahrzeugen zu.

Der Angriff deutsch-italienischer Kampfgruppen im tunesischen Raum wurde mit wirksamer Unterstützung durch die Luftwaffe fortgesetzt, wichtige Stellungen genommen und über 1000 Gefangene eingebracht. In Luftstützpunkten des Feindes entstanden nach Luftangriffen ausgedehnte Brände. Bei Nacht wurden die Hafenanlagen von Bone erneut bombardiert. Die gestern vor Bone als beschädigt gemeldeten zwei Handelsschiffe sind gesunken. Damit verlor der Feind durch den Luftangriff in der Nacht vom 18. zum 19. Januar vier Handelsschiffe mit zusammen 20 000 BRT.

Ein deutsches Unterseeboot versenkte westlich Ofa aus einem stark gesicherten Geleitzug einen Dampfer von 4 000 BRT.

Zu schwach, um Biserta anzugreifen

Eingeständnis Cunninghams - Die Amerikaner mit Nichtbeachtung gestrafft

DZa Lissabon, 20. Januar.

In der „Daily Mail“ veröffentlicht der britische Journalist Ward Price eine aufschlussreiche Erklärung des Admirals Cunningham über die Durchführung des britisch-amerikanischen Überfalls auf Französisch-Nordafrika. Wie Cunningham in einem Interview mit Price ausdrücklich eingestand, hatten die Briten und Amerikaner ursprünglich die Absicht, ihren Angriff gegen Tunis durchzuführen. Dieser Plan sei aber verworfen worden, weil England nicht in der Lage gewesen sei, die damit verbundenen Verluste zu tragen. England hätte mindestens den Verlust eines Schlachtschiffes und einer ganzen Reihe von Kreuzern sowie mit dem Verlust von wenigstens 25 v.H. der Landungsflotte rechnen müssen.

Natürlich wäre es, so erklärte Cunningham, ein gar nicht abzuschätzender Vorteil gewesen, wenn es gelungen wäre, Biserta durch einen direkten Angriff in die Hand zu bekommen. Aber angesichts der damit zweifellos verbundenen Verluste und der Unsicherheit über den Ausgang der Aktion sei es nicht möglich gewesen, sie zu unternehmen. Die Briten und Amerikaner mussten sich demnach auf den weniger gefährlichen, aber auch bedeutungslosen Angriff auf Algier beschränken.

Mit einer scharfen Spitze gegen die Amerikaner, die eifrig bemüht sind, den Überfall auf Französisch-Nordafrika als eine alleinige Aktion der Vereinigten Staaten zu feiern, stellt Admiral Cunningham weiter fest, dass die Landung nur durch die britische Flotte ermöglicht worden sei und dass ausschliesslich sie es sei, die den zur Aufrechterhaltung der

nordafrikanischen Front notwendigen Nachschub sichern könne.

Admiral Cunningham gab weiter zu, das Vorhandensein der italienischen Flotte unterbinde die Herrschaft der Briten im Mittelmeer. Interessant ist, dass der britische Admiral in seinem gross aufgemachten Interview nicht ein einziges Wort über den Einsatz oder Kampfwert der amerikanischen Expeditionstruppen verliessen lässt, sondern die Amerikaner mit Nichtachtung straff. Dagegen macht er das Eingeständnis, dass der Tod Darlans in keiner Weise die Lage in Nordafrika vereinfacht habe, wie man zuerst in England triumphierend behauptet haben dürfte. Es lag auf der Hand, dass die Situation nach wie vor im höchsten Grade kompliziert sei und sich weiter kompliziere. Ohne den Verrat Darlans hätte allerdings, das bestätigt der britische Admiral, die angelsächsische Aktion nie durchgeführt werden können, und nur der Befehl zum Einstellen des Widerstandes habe die Landung in Französisch-Nordafrika ermöglicht.

Zuchthaus für einen Gesinnungslumpen

DZ Den Haag, 20. Januar.

Der Höhere -- und Polizeiführer teilt mit: Das -- und Polizeigericht verurteilte den niederländischen Staatsangehörige wegen Verbrechen gegen die Ordnungsschutzverordnung zu einem Jahre Zuchthaus.

Die Verurteilte hatte an den Vater eines an der Ostfront im Kampf gegen die Bolschewismus gefallenen Niederländers eine anonyme Glückwunschkarte versandt.

Das Gericht wird in Zukunft mit den schärfsten Strafen derartige Gesinnungslumpen, die gegen die einfachsten Gebote der Menschlichkeit verstossen, zur Rechenschaft ziehen.

Todesurteil vollstreckt

DZ Den Haag, 20. Januar.

Der Höhere -- und Polizeiführer teilt mit: Das -- und Polizeigericht verurteilte den niederländischen Halbjuden Benedictus Hymanus aus Den Haag wegen einer schweren Gewalttat gegenüber einem Angehörigen der deutschen Polizei zum Tode. Das Urteil wurde am 19. Januar 1943 vollstreckt.

Der Höhere -- und Polizeiführer Nordwest-gez. RAUTER

--Gruppentführer und Generalleutnant d.P.

Lagerführer im Landdienst

Den Haag, 20. Januar.

Niederländische junge Männer und Frauen, die sich für die Neuordnung einsetzen wollen und für Landarbeit Interesse haben, finden nach einer Ausbildungszeit von fünf Monaten in den Niederlanden und in Deutschland als Lagerführer und Lagerführerinnen oder Wirtschaftskürrinnen in den Lagern des germanischen Landdienstes ein wertvolles Arbeitsgebiet. Die Dienstzeit beträgt 1 1/2 Jahre, während der Ausbildung wird ein Taschengeld von 15 Gulden monatlich gezahlt, während sich das spätere Gehalt bei freier Station, Kleidung und ärztlicher Behandlung auf monatlich 45 bis 60 Gulden beläuft. Bewerbungen können bis zum 1. Februar an die Anschrift: Koningslaan 9, Utrecht, gesandt werden. Die Bewerber müssen mindestens 20 Jahre alt sein.

Rumänien blickt nach Nordosten

DZ Berlin, 20. Januar.

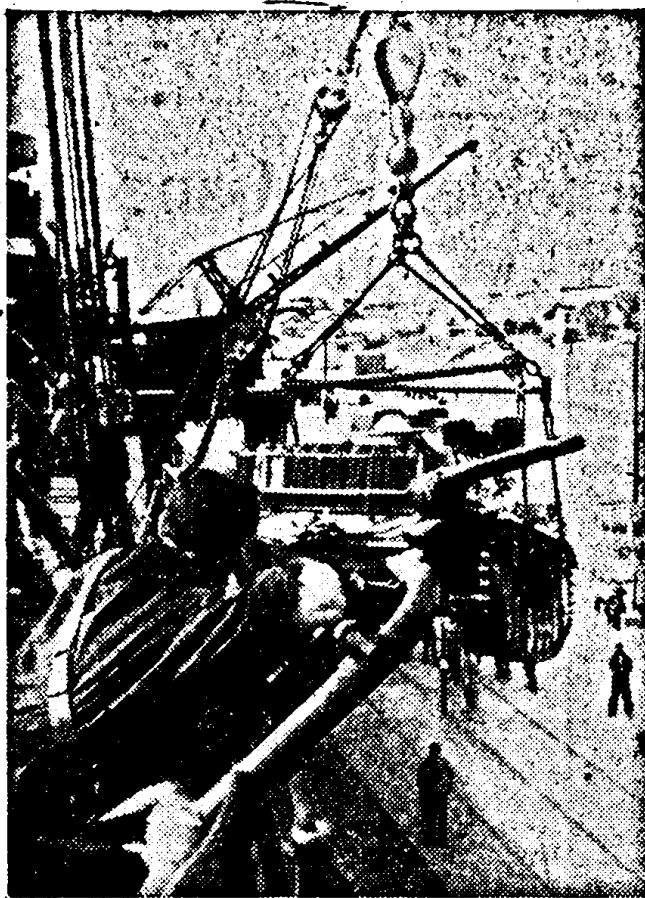
MANCHER Diplomat hat Rumänien, ähnlich wie Jugoslawien und die Tschechoslowakei, als ein Geschöpf der Pariser Vorverträge bezeichnet. Wohl konnte Rumänien sein Staatsgebiet durch die damaligen Abgrenzungen vergrössern; aber es ist nicht, wie die beiden anderen, inzwischen verstrickten Staaten, damals konstruiert worden. Als Teilstaat des Kleinverbandes und Balkanbundes stand es auf der Seite der Westmächte, seit Jahrzehnten stand die rumänische Intelligenz weitgehend im Banne der Beziehungen zu Frankreich, -- und dennoch bestanden bewusst und unbewusst auch Verbindungen zum deutschen Volk, deren Bedeutsamkeit erst in den beiden letzten Jahren voll ausreife konnte. Immerhin zeigte Rumänien zwischen 1920 und 1940 in zunehmender Masse ein doppeltes Gesicht. Die traditionellen Bindungen nach Westeuropa herrschten auf allen Lebensgebieten; es wirkten aber auch die älteren rumannischen Verbindungen, über die kaum gesprochen wurde. Mit der Verstärkung der wirtschaftlichen Bindungen zwischen Rumänien und den Achsenmächten eröffnete sich für Rumänien der Weg aus der Politik der westeuropäischen Bündnisse zur völlig bestimmten Politik eigener Entscheidung.

Der kamflose und vollständige Verzicht auf die sogenannte Friedensordnung von 1918 und die Aufgabe aller daraus stammenden Bündnisse im Sommer 1940 kam für alle überraschend, denen Raumordnung und Volksbiologie unbekannt sind. Erschütternd wirkte er auch auf das rumänische Volk durch die mit der Wandlung verknapften zeitweiligen grossen Opfergaben. Rumänien, das sich der Umschwendung der rumänischen A. n. politik im Rücktritt des Aussenministers, J. f. ancu am 2. Juni und dem Verzicht auf die britische Garantie am 1. Juli 1940 in der darauf folgenden Einreichung in die Achsenpolitik ab, im Salzburger Besuch am 26. Juli und im Beitritt zum Dreimächtepakt am 23. November 1940, Folge der abenteuernden Politik des am 6. September 1940 abgedankten Königs Carol war die Räumung Bessarabiens und des Nordbucowinas am 28. Juni, der Vergleich mit Ungarn durch den Wiener Schiedsspruch vom 30. August und der Vertrag von Craiova mit Bulgarien am 7. September 1940. Die Wandlung in den erwähnten Wochen brachte für Rumänien eine vollständige Umwälzung, und seitdem hat unter König Michael, dem Staatsführer Marschall Antonescu und seinen Mitarbeitern eine Aufwärtsentwicklung Rumäniens von jenem Tiefpunkt eingesetzt, auf den zwei Jahrzehnte raumfremder Aussen- und Innenpolitik das Land gebracht hatten. Rumänien gelangte seitdem auf den Weg seiner europäischen Sendung und erfüllt als Südostnation eine opferreiche, aber auch als Land und Volk aufstrebende und kräftigende Pflicht.

Rumänien und Finnland als Völker am Rande der europäischen Kultur und an den Flanken der deutsch-sowjetischen Berührung sind in gleicher Weise vor schwere und europäisch bedeutsame Aufgaben gestellt. Es lag auf dem Völkern, stets die gleiche sowjetische Bedrohung, Beide traten dann auch am 22. Juni 1940 mit den Achsenmächten, zur Abwehr der drohenden sowjetischen Invasion an. Am 25. Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung Finnlands, erinnerte der stellvertretende Ministerpräsident Mihail Antonescu an die ähnliche Stellung Finnlands und Rumäniens, die stets den Anstürmen der Nomaden aus dem Osten als erste Landschaften ausgesetzt waren, und die stets zum Kampf gegen militärische und ideologische Bedrohung aus dem Osten bereit sein mussten, deren Teillandschaften Karelien und Bessarabien vorgeschobene Bollwerke zur Verteidigung des Kontinents sind.

„Das Gesicht Rumäniens ist nicht nach Süden oder Südwesten, sondern nach Nordosten gerichtet.“ Dies ist heute die Leitlinie der rumänischen Politik, und während bis 1940 Rumänien unter Geringachtung der nachbarschaftlichen Politik nach dem Westen blickte und auf der Grundlage der Bündnispolitik mit der niedergeborenen „grossen lateinischen Schwester“ Aussenpolitik machte, ist die rumänische Aussenpolitik heute bewusst europäisch ausgerichtet. Demgegenüber hat die rumänische Aussenpolitik heute folgende klaren Ziele: Europäische Zusammenarbeit zur möglichen Niederrückgang Sowjetrusslands und Befreiung von der aus dem Osten drohenden Gefahr, Ausgestaltung der freundschaftlichen Beziehungen zu den benachbarten südosteuropäischen Völkern und Beseitigung der rumänischen Gegensätze, Entwicklung der handelsmässigen und kulturellen Austauschbeziehungen zu allen europäischen Staaten. Die rumänische Aussenpolitik hat sich selbst darauf beschränkt, die naheliegenden und nachbarschaftlichen Fragen und die dem Ziel der Gewinnung des Sieges und Frieden Europas dienenden Aufgaben zum vorwiegenden Inhalt ihrer Arbeit zu machen. Das bedeutet naturgemäss Aussenpolitik in enger Tüchtführung mit Berlin und Rom und in klarer Zusammenarbeit mit den Achsenmächten auf allen Gebieten der Politik, Wirtschaft, Kultur und Kriegführung. Mit Aussenpolitik und mit dem trauen der Völkern Rumäniens die britisch-sowjetischen Abmachungen, durch die es nur noch in seiner Kriegentschlossenheit bestärkt wurde. Die Erkenntnis, dass die rumänischen Armeen an der sowjetischen Südfrost Bestand, Rechte und Lebensinteressen verteidigten, und das Bewusstsein, dass nicht irgendwelche Verträge und Abmachungen, sondern die völkische Entschlossenheit und die Waffen im Osten entscheiden, feuert Rumänien an, seine ganze Kraft an der Seite Grossdeutschlands und seiner Verbündeten einzusetzen.

Die Landung der britisch-amerikanischen Truppen in Nordafrika fand in Rumänien starke Beachtung. Sowohl wegen der Gestaltung der Lage im Mittelmeer als auch wegen der tiefen Bedeutung der Ereignisse. Die Donaulinie scheidet Südosteuropa in eine festländische und mittelmeeerisch beeinflusste Zone, wobei Rumänien und Ungarn zur festländischen Zone gehören. Wie nun Rumänien die Südoststation der festländischen Zone Südosteuropas ist, so Bulgarien der Treuhänder der mittelmeeerischen Zone. Mit Bulgarien, das bereit steht zur Verteidigung Südosteuropas vor Friedensstörung von der Südostflanke Südosteuropas her, haben sich Rumänien Beziehungen erfreulich günstig entwickelt. Mit der Be-



Von der Front in Tunesien



Nachschub für die Front: In einem afrikanischen Hafen werden schwere Panzer ausgeladen

Italianischer MG-Posten in der vordersten Linie

Den Krieg in Afrika hatten sie sich anders gedacht: Anglo-amerikanische Gefangene. PK-Aufnahme: Brenner (RH); Weltbild/Laue; Orbia/Laue E.M.

Schicksal in Schlagwörtern

Ein Blick in indische Zeitungen / Auf der Fahrt nach Benares

DZ Amsterdam, 20. Januar.

Der unumschriebene Terror der Engländer gegen das indische Volk lenkt die Aufmerksamkeit immer wieder auf das Reich am Ganges. Eine wertvolle Bereicherung der deutschen Reiseleiterliteratur über Indien stellt das neue Indienbuch von Walter Dreesen dar, das im Verlag Broschek & Co. in Hamburg erschien. Der Verfasser gewährt mit seinem überaus lebendig und farbig geschriebenen Bericht einen Blick in die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Zustände des „Wunderlandes“ und gibt wertvolle Aufschlüsse über die Hintergründe des aktuellen indischen Geschehens. Im nachfolgenden geben wir ein Kapitel aus dem Buche auszugsweise wieder.

Ein Zeitungsstand auf dem Bahnsteig in Kalkutta. Der Verkäufer, mit grünem Turban und rosa Seldenhemd, liest in einem bunten Magazin und beachtet die Käufer kaum. Das ist aber keine Nachlässigkeit, sondern stillschweigende Vereinbarung. Da kommen zu jeder Tages- und Nachtzeit, solange der Stand geöffnet ist, wissbegierige junge Leute, nehmen die gewünschte Zeitung vom Tisch, lesen sie sorgfältig durch, falten sie ebenso sorgfältig wieder zusammen und legen sie auf ihren Platz zurück. In den Großstädten Indiens ist eine intellektuelle Jugend herangewachsen, die durch den Mangel an Arbeitsplätzen oder durch Hungerlöhne zu einem Intelligenzproletariat geworden ist. Wenn sie Glück haben, finden diese jungen Menschen einen Posten als Schreiber oder Buchhalter in einem kleinen Betrieb, verdienen im Monat fünfzehn bis zwanzig Rupien und müssen davon hundert nach Eltern oder Verwandten erhalten. Eine Tageszeitung kostet durchschnittlich eine Anna, und eine Rupie wird in sechzehn Anna geteilt. Bei den bedeutend höheren Kosten der Lebenshaltung in der Großstadt ist deshalb ohne weiteres begreiflich, dass sie keine Zeitung kaufen können. Das Nassauern am Kiosk wird verständlich.

Das Studium der täglich erscheinenden Zeitungen wird dem Neuling in der indischen Politik beträchtlich erschwert durch den häufigen Gebrauch indischer und auch englischer Schlagwörter. Ihre Bedeutung ist zum Verständnis des Gelesenen wichtig, und in ihrer Kürze wird die ganze Geschichte der Unabhängigkeitsbewegung erklärt.

Auf der Fahrt von Kalkutta nach Benares, im Speisewagen mit konservativem englischem Steak und Konservenvorboten, bei kümmerlich fleckigen Kartoffeln und dem ewigen Custardpudding, hilft uns ein indischer Arzt die vielen Rätsel der Schlagzeilen zu lösen. Auf der Rückseite der Menükarte, die ein kleines Bild der Residenz von Lucknow zeigt mit der immer wehenden Fahne auf ihrem Turm, Erinnerung an den letzten großen Versuch Indiens 1857, sich von englischer Herrschaft zu befreien, schreiben wir die wichtigsten und wesentlichsten Kennwörter der Marksteine am Wege der Befreiung auf.

Ahimsa: Durch das englische Wehrgesetz ist jedem Inder das Tragen von Waffen strengstens untersagt. Er kann sich also gegen die Polizeigewalt nicht wehren. Trotzdem ist es zu elementaren, den Tod nicht scheuenden Ausbrüchen der Volkswut gekommen. Mit Knütteln und Ackerwerkzeugen wurden Polizei getötet und chaotische Zustände hervorgerufen, die den Regierungsorganen nur zu selten kamen, um mit den brutalsten Mitteln eingreifen zu können. Das Wort Ahimsa wurde deshalb von den Besonnenen der Führer überall gepredigt und seine Bedeutung jedem Inder als oberste Pflicht eingepreßt. Ahimsa heißt „Böses züftigen“, das vorgesezte „A“ macht daraus die Verneinung. Ahimsa, einfach übersetzt, bedeutet also „Nichts Böses züftigen“. Das Wort selbst ist uralte Mahavira, der Begründer der Jainsekte, stellte es seinen Jüngern als erstes Gesetz im Leben auf. Von dem Jaina, der zuerst vorzüglich den Platz, auf den er sich setzen will, von Ameisen und Käfern frei, um sie nicht zu töten, bis zum Inder, der die Knüttelschläge des Polizisten erduldet, bis es blutend zusammenbricht, ist ein weites Weg. Ahimsa war von allem auch die Beziehung der Hindus und Mohammedaner beeinflussen, die zu Toleranz und Einigkeit führten. Denn Ahimsa ist nicht nur negatives Erdulden, sondern vornehmlich der Pfad zur Liebe der Mitmenschen, Tiere, Pflanzen — des ganzen Universums.

Satyagraha: Der Zeitungsbericht, aus dem wir das Wort entnehmen, meldet: Vor einem Krankenhaus haben sich zwanzig Leprakranke auf das Pflaster gesetzt und erklären, nicht über diesen Platz zu verlassen, als bis Unterkunft und Behandlung in der Lepraerrie für sie geschaffen werde. Sie üben damit Satyagraha, d.h. passive Nichtannahme von Ungerechtigkeit. Im politischen Feldzug spielt Satyagraha eine noch stärkere Rolle. In den Städten, Dörfern, fernsten Winkeln des Landes geschieht es täglich, dass eine Abordnung von Bauern, Arbeitern, Handwerkern oder sogar von Frauen zu den Behörden der Behörde erscheint, sich auf die Knie legt und nicht weicht, bis zu ihren Beschwerden Stellung genommen wird. Auch unter sich hat das Volk zur Besserung von Missständen in der Gemeinschaft schon mehrmals Satyagraha angewandt. Der Kampf der kleinen Stadt Vankam in Travancore wird oft als leuchtendes Beispiel zitiert: Die Parias von Vankam wurden von alters her von den Brahmanen terrorisiert. Sie durften die Hauptstraße, an der Tempel und Häuser der Brahmanen lagen, nicht betreten und mussten einen beschwerlichen, weiten Umweg „machen“. Ein junger Brahmane, der sich weigerte, sich dem Willen der Parias zu unterwerfen, wurde von ihnen durch die Straße geschlagen. Die Polizei, fast immer auf Seiten der Brahmanen, griff ein und sperrte Paria und Rechtsanwältin in As. Gegen die Strafe und dessen zur Brahmanen pasierten. Nun aber setzte die Kraft der Satyagraha ein. Die Freunde des Rechtsanwalts stellten sich vor dem Kordon in dichten Reihen

auf, hoben die Hände in Gebetshaltung und blickten so stumm, schweigend, stark in ihrer Gemeinsamkeit. Tage, Wochen vergingen. Dann kam eine Überschwemmung. Die Satyagraha-verfechter standen bis zu den Hüften in schlammigem Wasser. Aber sie wichen und wankten nicht. Für die Polizisten wurden Boote bereitgestellt, um die Wache durchzuführen zu können. Endlich, nach Monaten, wandten sich die Einsichtigen unter den Brahmanen an die Behörden und erklärten sich bereit, die Straße für alle Inder freizugeben.

Satyagraha hatte die friedliche, ohne Waffen, ohne Gewalt und Terror. Civil-Disobedience: Dieser englische Ausdruck geht über die Bedeutung von Satyagraha weit hinaus. Er ist aktiv, Disobedience heißt Gehorsamsverweigerung. Nach dem Weltkrieg befreite sich England keineswegs, die im Krieg an Indien gegebenen Versprechen einzulösen; es hatte von Anfang an die Absicht gehabt, sie zu halten. Das Versteckspielgesetz war dem Namen nach für die Beschützung des Landes bestimmt, dem Sinne nach aber eine unwillkürliche Handhabe, unbenutzte Politiker einzukerkern. Der dadurch geschaffene „günstige“ Zustand sollte nun mit dem Ende des Krieges aufhören: Lord Rowlett, dessen Name dadurch zu trauriger Berühmtheit gelangte, setzte sich mit seinen Helfern an den großen Tisch und „prüfte“ die Lage Indiens. Wie es nicht anders zu erwarten war, fand er die äusserst besorgniserregend. Er empfahl deshalb dringend, die Kriegsge-

setze nicht aufzuheben, sondern sie im Gegenteil noch wirksamer auszugestalten. Das war nicht nur kurzichtig, sondern gab auch das Signal zur aufflammenden Unabhängigkeitsbewegung. Civil-Disobedience wurde proklamiert. Der Widerhall im ganzen Lande war gewaltig. Obwohl noch keinerlei Organisation existierte, kamen am 6. April 1919 an allen Orten die Inder zusammen, in erster großer Einklang Hindus und Mohammedaner nebeneinander. Die Geschäfte wurden geschlossen, und alles versammelte sich zu gemeinsamer Fastenzeit und unablässigem Gebet für die Befreiung. Millionen schlossen sich dem Protest gegen den Rowlett-Bericht an. Die englische Antwort erfolgte am 13. April in Amritsar. General Dyer besetzte den Eingang eines umschlossenen Platzes der Jallianwala Bagh. Mit Maschinengewehren liess er die hilflose Menge, die zu einer religiösen Zusammenkunft gekommen war, zusammenschliessen. Hunderte von Männern, Frauen und Kindern wurden hingerichtet. Tausende verwundet. Aber der erhoffte Erfolg, die Ruhe des Gebietes, trat nicht ein. Es klang wie aus einer alten Sage, dass eine Inderin, die das Gemetzel überlebte und viele Stunden mit dem Haupt ihres erschossenen Mannes im Schoß inmitten der Toten und Sterbenden ausharren musste, später mit ungebrochener Seele sich der Civil-Disobedience und dem Boykott der englischen Stoffe widmete. Gleich Satyagraha drang die Gehorsamsverweigerungspartei in das aufnahmefähige Volk, wurde und ist heute der englischen Herrschaft gefährlicher als eine blutige Revolution.

Non-Cooperation: Nicht Satyagraha und nicht Civil-Disobedience haben so tiefen Einfluss auf die indische Politik gewonnen wie die Non-Cooperation, wörtlich: die Nichtzusammenarbeit. Non-Cooperation ist die gesteigerte Form der Civil-Disobedience, weil sie mit ihren Grundsätzen bis in das geheiligte Räderwerk des englischen Regierungssystems greift. Als

England schliesslich einsehen musste, dass Sir Rowlett's Ratschläge vielleicht doch undurchführbar wären, nahm man einen neuen Bogen weissen Papiers und schrieb in grossen Buchstaben darauf „Reformen“. Auf dem Papier sahen diese Reformen zuerst beinahe nach Selbstregierung aus. Es wurden da die gesetzgebenden Provinzialräte geschaffen, deren Abgeordnete zu mindestens siebzig Prozent von der Bevölkerung gewählt werden konnten. Aber die von diesem Rat beschlossenen Gesetze bedurften der Zustimmung des Gouverneurs, und der konnte jederzeit die Unterschrift verweigern. Mehr noch, der Gouverneur konnte seinerseits Gesetze „vorschlagen“, und wenn sie vom Provinzialrat abgelehnt wurden, sie trotzdem in Kraft treten lassen. Überdies wurde das Wahlrecht auf Personen beschränkt, die ein bestimmtes Mindesteinkommen haben mussten oder Beamte, Studierende oder Soldaten. Also konnten höchstens zwei bis drei Prozent der Bevölkerung wählen. Ein erheblicher Teil von ihnen war aus finanziellen oder Anstellungsgründen an die englische Regierung gebunden. Aus der Erkenntnis dieser Schattentätigkeit der Regierung wuchs die Non-Cooperation. Verzicht auf den Sitz im Gesetzgebenden Rat, Verzicht auf die Anstellung im englischen Dienst, Nichtbeteiligung an den Wahlen und gänzliche Enthaltung jeglicher Mitarbeit in Englands Verwaltung wurde gefordert. Am 1. August 1920 legten die meisten der indischen Abgeordneten ihre Ämter nieder, sandten Orden und Ehrenzeichen zurück und verzichteten auf englische Titel.

Die Liste der Schlagwörter liess sich beliebig fortsetzen. Die genannten sind die wichtigsten. In ihrer Bedeutung liegt die Erklärung für das Phänomen, dass, auch wenn die Führer der Unabhängigkeitsbewegung im Gefängnis saßen, das Volk selbständig an seiner Befreiung weiterarbeitete. Blickt man auf die Titelseiten der Zeitungen und liest von den Spannungen in der Welt, und besonders in Europa, dann wird es klar, dass die Ketten, mit denen England Indien an den Boden festhielt, nur Teilstücke vom weltverflochtenen Netz sind, das um die ganze Welt reichen soll. Dass aber nicht bis in alle Ewigkeit so weitergehen kann, hat schon vor einigen Jahren ein indischer Patriot auf dem Totenbett bestätigt: Er sagte, er freute sich zu sterben, denn nun ginge er in Sphären ein, die nicht zum englischen Empire gehörten. WALTER DRESEN

Roosevelt herrscht in Kanada

Wie Washington die Amerikanisierung des Dominions vorwärtstreibt

DZ Amsterdam, 20. Januar.

Um die Jahreswende wurde von der Weltpresse über schwelende Verhandlungen berichtet, die den Anschluss Kanadas an die Vereinigten Staaten nach Kriegschluss zum Thema hatten. Und vor einigen Tagen erst haben wir melden können, dass die Passgrenze zwischen Kanada und den USA aufgehoben wurde. Heute erzählten wir eine dritte Meldung, die interessante Aufschlüsse gibt über das Thema „Kanada-USA“. Der Gesundheitsminister bei der kanadischen Gesandtschaft in Washington, Pearson, erklärte auf einer Vorversammlung der „Kanada-Tage“: „Es gibt nicht zwei Nationen, die noch so eng zusammenarbeiten wie die USA und Kanada. Die Gewohnheit, in ökonomischen und politischen Fragen zusammenzuarbeiten, zu der uns die Kriegszeit gezwungen hat, wird ihre Bedeutung auch nicht verlieren, wenn der Krieg ein zu Ende sein wird.“ Diese Meldungen deuten darauf hin, dass der Zeitpunkt immer näher rückt, an dem Washington Kanada an sich reissen wird. Die folgenden Ausführungen, die sich mit der historischen Entwicklung der nordamerikanischen Einflussnahme auf Kanada befassen, dürften in diesem Zusammenhang von Interesse sein.

HERZ jetzige Machtstellung in dem seit 1867 den Dominionstatus besitzenden Kanada haben die USA im Laufe der letzten Jahrzehnte gründlich vorbereitet. Auf die von schweren wirtschaftlichen Sorgen bedrückten Vereinigten Staaten musste das menschenleere Kanada, das nur 0,7 Einwohner auf dem Quadratkilometer zählte, und in dem nicht mehr Seelen wohnten als zwischen den acht Eisenbahnstrecken voneinander entfernten japanischen Städten Kobe und Tokio, geradezu wie ein verlockendes Vakuum wirken. Dies zeigte sich schon bald nach dem ersten Weltkrieg. Trotz des auf der Reichskonferenz von Ottawa 1926 gemachten Versuchs, eine engere wirtschaftliche Bindung Kanadas an das englische Mutterland zu erzielen, geriet das Dominion in die Einflussphäre seines grossen Nachbarn, eine Entwicklung, die England auch durch eine weitere Konferenz in der kanadischen Hauptstadt im Jahre 1932 nicht mehr aufhalten konnte. So waren im letzten Jahrzehnt an der Einfuhr Kanadas die Vereinigten Staaten stets mit über 50 v.H. beteiligt, während seine Ausfuhr zu rund 40 v.H. nach den USA ging. Die nordamerikanischen Kapitalinvestitionen in Kanada beliefen sich bereits 1933 auf 4 Milliarden Dollar, wogegen die Engländer in ihrem eigenen Dominion nur mit 2,7 Milliarden vertreten waren. Seitdem dürfte sich dieses Verhältnis noch weiter zuzunehmen das Mutterlandes verändert haben. Auch das Menschenresservoir, aus dem Kanada vor Ausbruch des Krieges schöpfte, war weitgehend nordamerikanischen Ursprungs. In der Zeit vor 1931 bis 1936 wanderten 165.000 Personen nach Kanada ein, davon nicht weniger als 121.000 aus den Vereinigten Staaten, die sich vor allem in den wirtschaftlichen und industriellen Zentren der kanadischen Ostprovinzen niederliessen.

Nachdem auf diese Weise der Boden für eine umfassende „Amerikanisierung“ des Landes vorbereitet worden war, konnten die USA daran denken, die politische-strategische und damit die imperialistische Durchdringung Kanadas in die Wege zu leiten. Denn das die wirklichen Absichten der Nordamerikaner schon damals auf eine vollkommene Beherrschung des für sie günstig gelegenen britischen Dominions abzielten, darüber kann heute kein Zweifel mehr bestehen. Der Verlauf des jetzigen Krieges hat den Fortschritt dieser Bestrebungen beschleunigt. Schon 1938 wandte Roosevelt das Stichtwort einer angeblichen Bedrohung der westlichen Hemisphäre durch die Achsenmächte — womit der Präsident bekanntlich zur Verschleierung seiner weltumspannenden Machtgelüste besonders gern haushieren geht — auch auf Ka-

nada an. Anlässlich seines Besuches in diesem Lande erklärte er damals auf kanadischen Boden den verblüfften Kanadiern: „Ich gebe Ihnen meine Versicherung, dass das Volk der Vereinigten Staaten nicht müßig dabeistehen wird, falls Kanada durch irgendein anderes Reich bedroht werden sollte.“

Mit diesen Worten war den imperialistischen Zielen Washingtons in Bezug auf den kanadischen Raum ein mehr als durchsichtiges und daher bezeichnendes Mäntelchen umhängt worden. Die Kanada-Rede des Präsidenten war ein Signal, nach dem die Entwicklung ihren Lauf nahm.

Bereits im August 1940 kam es zur Bildung eines amerikanisch-kanadischen Verteidigungsausschusses unter dem Vorsitz Le Guerdias, die vollends einen Militärbründnis gleichkam, und die Roosevelt später zu der Behauptung Anlass gab, dass „die Grenze zwischen den USA und Kanada gelöscht sei“. Daneben wurde auch die Vertiefung der wirtschaftlichen Verflechtungen nicht vergessen. Dem diente die Gründung des Stahlausschusses, der die Eisen- und Stahlindustrie Kanadas und der Vereinigten Staaten unter der Leitung von H. C. Batchelor, dem die Eisen- und Stahlabteilung im amerikanischen Rüstungsministe-

rium untersteht, zusammenschloss. Recht aufschreiend ist ferner der Vertrag vom März 1942 über den amerikanischen Korridor durch kanadisches Hoheitsgebiet nach Alaska, wonach die USA das Recht erwarben, „die Alaska-Strasse zu bauen und während des Krieges und sechs Monate nach Kriegsende „unfreiwillig zu halten“. Einen weiteren Schritt auf dem Weg der Unterordnung der kanadischen britischen unter die nordamerikanischen Interessen stellte das im Oktober des Vorjahres geschlossene Abkommen über die militärische Dienstleistung der in den Vereinigten Staaten wohnhaften Kanadier in der amerikanischen Wehrmacht dar.

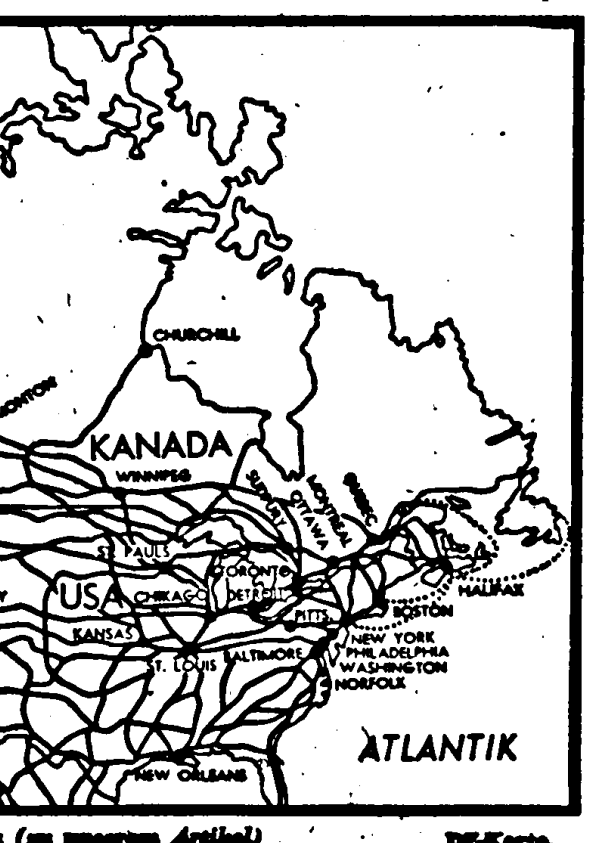
Diese systematische Verschmelzungspolitik wird von amerikanischer Seite immer dreister betrieben. Noch unlängst schwang Washington die kanadische Regierung zu einem heucheligen Adressat, als man in Ottawa eine Verordnung unterzeichnen musste, derzufolge die Mitglieder der kanadischen Heimwehr verpflichtet sind, auch ausserhalb rein kanadischer Gebiete Dienst zu tun, was sich zunächst nur auf Labrador und Neufundland beziehen soll.

Bei allen diesen Abmachungen und Beschlüssen spielt England, das Mutterland, überhaupt keine Rolle. Die letztgenannte Massnahme ist in London mit Schweigen aufgenommen worden, wissen die Briten doch schon längst, dass der unerträgliche USA-Imperialismus auch vor ihrem eigenen Weltreich nicht haltmacht. Sie werden lediglich jeweils über den Gang der Verhandlungen zwischen Kanada und den USA auf dem laufenden gehalten. So weit ist es bereits mit dem einst so stolzen Albion gekommen, dass es von dem USA-Verbindeten einfach vor vollendete Tatsachen gestellt wird. Kanada aber geht ungewisslich seinem Untergang in dem Verband der Vereinigten Staaten entgegen. Für England ist es schon heute verloren. dp.

rum untersteht, zusammenschloss. Recht aufschreiend ist ferner der Vertrag vom März 1942 über den amerikanischen Korridor durch kanadisches Hoheitsgebiet nach Alaska, wonach die USA das Recht erwarben, „die Alaska-Strasse zu bauen und während des Krieges und sechs Monate nach Kriegsende „unfreiwillig zu halten“. Einen weiteren Schritt auf dem Weg der Unterordnung der kanadischen britischen unter die nordamerikanischen Interessen stellte das im Oktober des Vorjahres geschlossene Abkommen über die militärische Dienstleistung der in den Vereinigten Staaten wohnhaften Kanadier in der amerikanischen Wehrmacht dar.

Diese systematische Verschmelzungspolitik wird von amerikanischer Seite immer dreister betrieben. Noch unlängst schwang Washington die kanadische Regierung zu einem heucheligen Adressat, als man in Ottawa eine Verordnung unterzeichnen musste, derzufolge die Mitglieder der kanadischen Heimwehr verpflichtet sind, auch ausserhalb rein kanadischer Gebiete Dienst zu tun, was sich zunächst nur auf Labrador und Neufundland beziehen soll.

Bei allen diesen Abmachungen und Beschlüssen spielt England, das Mutterland, überhaupt keine Rolle. Die letztgenannte Massnahme ist in London mit Schweigen aufgenommen worden, wissen die Briten doch schon längst, dass der unerträgliche USA-Imperialismus auch vor ihrem eigenen Weltreich nicht haltmacht. Sie werden lediglich jeweils über den Gang der Verhandlungen zwischen Kanada und den USA auf dem laufenden gehalten. So weit ist es bereits mit dem einst so stolzen Albion gekommen, dass es von dem USA-Verbindeten einfach vor vollendete Tatsachen gestellt wird. Kanada aber geht ungewisslich seinem Untergang in dem Verband der Vereinigten Staaten entgegen. Für England ist es schon heute verloren. dp.



Die USA und Kanada (zu unserem Artikel)

Weltenbummler im All

Leuchtende Rätsel — Komet „Fedtke“ im Anmarsch zur Sonne

Heidelberg, im Januar.

Seitdem kürzlich in Königsberg ein neuer Komet — nach seinem Entdecker „Fedtke-Komet“ benannt — festgestellt wurde, der mit ungeheurer Geschwindigkeit aus der Unendlichkeit der Allzeiten im Anmarsch ist, um für kurze Zeit seine Lichtstrahlen in Erdsicht zu bringen, herrscht bei allen Sternfreunden und natürlich vornehmlich in den „Fahndungsteilen“ der astronomischen Warten Alarmzustand. Unser Mitarbeiter besuchte in diesen Tagen Deutschlands höchstgelegene Sternwarte auf dem Königstuhl bei Heidelberg.

ZULETZT war es der „Halley'sche Komet“, einer der gefährlichsten Tippielkunden auf den endlosen Strassen des Weltalls, der die Menschen aller Länder in Aufruhr brachte, und von dem man sich nichts Besseres versprach als einen furchtbaren Zusammenstoss mit der Erde. Ein donnernder Aufprall, eine zerplatzende Erde, ungeheure Mengen ausströmender Gifte, veränderte klimatische Verhältnisse, durch die Millionen verbrühen und Millionen erfrieren, und schliesslich als Ende der Weltuntergang. Es gab Fächer, die diese Ergebnisse auf Tag und Stunde bestimmten und damit Hunderttausenden an den Rand der Verzweiflung brachten — damals, im Frühjahr 1910, als der Komet „Halley“ durch die Erdbahn ging.

Auch der erfahrenste Astronom kann indessen nicht ohne weiteres die Möglichkeit eines Zusammenstosses zwischen zwei kosmischen Körpern in Abrede stellen. Aber sie ist weniger als winzig und gering, auch wenn unsere gute alte Erde mit einem Stundenmittel von hunderttausend Kilometern unentwegt um die Sonne rast. In Zahlen ausgedrückt, mag die Chance einer solchen Gefahr etwa 1:1.000.000.000.000 sein, gleich zwei Stecknadeln, die sich treffen müssten, etwa die eine am Stadtrand von Berlin, die andere in Bremen.

Nebelfleck im Spiegelteleskop In den Abendstunden des 11. Dezember 1942 entdeckte der Mondforscher Karl Fedtke von der Sternwarte Königsberg einen neuen und besonders hellen Komet. Ein Ergebnis, das um so bemerkenswerter ist, als es nach einer längeren Pause wieder die erste Feststellung dieser Art durch einen deutschen Astronomen darstellt, ganz abgesehen davon, dass die meisten auftretenden Kometen so lichtschwach sind, dass sie nur auf Spezialphotographien mit vier- bis fünfstündiger Belichtungsdauer als winzig kleine Punkte hinterher entdeckt werden.

Gegen 9 Uhr Abends beobachtete Fedtke mit einem schwachen Spiegelteleskop die Umgebung des Jupiters und findet plötzlich im Sternbild des Krebses einen nebeligen Fleck, der ihm dem routinierten Fachmann, vollkommen unbekannt ist. An diesem Abend geht der Astronom nicht zur Ruhe. Die Mittnacht findet ihn immer noch über den Sternverzeichnissen und photographischen Himmelskarten, auf denen aber an der in Frage kommenden Stelle kein Nebelfleck vermerkt ist. Es kann sich also nur um einen Komet handeln, zumal das gesichtete Objekt zur Mitte hin eine hell leuchtende Verdichtung aufweist.

Noch bewahrt der Wissenschaftler sein Geheimnis für sich. Noch ist nicht die letzte Gewähr für seine Entdeckung gegeben. Doch als am Abend des 12. Dezember der leuchtende Nebelfleck erneut im Spiegelteleskop gut sichtbar wird, und zwar wiederum in der Sternengruppe des Krebses, da nehmen die warnenden Telegramme ihren Weg an alle Sternwarten. Und noch in der gleichen Nacht richten sich die mächtigsten Fernrohre der Welt auf das neue leuchtende Rätsel am Firmament.

Inzwischen hat der Fedtke-Komet ausserordentlich schnell an Helligkeit zugenommen und schliesst in jeder Minute mit der Geschwindigkeit vieler Tausende von Kilometern auf die Sonne zu. Seine Entfernung zur Erde wurde in diesen Tagen mit etwa 75 Millionen Kilometer angegeben. Wie verschwindend wenig jedoch solche Entfernungen im Kosmos bedeuten, wird klar, wenn man die Zahlenwelt kennt, mit denen die astronomischen Wissenschaft addiert oder multipliziert wird.

Wird der Gluttschweif sichtbar? Am Tage seiner endgültigen Feststellung hatte die neue Himmelsrakete nur die Grösseklasse 13. Inzwischen haben sich ihre Lichtfluten, die sie zur Erde ausstrahlt, mehr als verdoppelt. Mit Lichtstärke 6 marschiert sie jetzt schon mit der Spitze aller Himmelsvagabunden, die in den letzten Jahren auftauchten. Eine weitere Zunahme der Leuchtkraft wird dem Fedtke-Komet ohne weiteres zugesprochen, und jetzt schon liegt er dicht unter der Sichtbarkeitsgrenze für das unbewaffnete menschliche Auge, dagegen mit jedem gewöhnlichen Feldstecher bereits bequem erreichbar.

Die grösste Annäherung an die Sonne wird der Komet Anfang Februar erreichen, und zwar mit einer Distanz von kaum 200 Millionen Kilometer, sichtbar um diese Zeit beim Sternbild des Grossen Bären. Ob auch der Schweif der Erscheinung tritt, ist zur Stunde noch fraglich. Dabei mag es von Interesse sein, wie der Schweif eines solchen Himmelswandlers im Weltall, der unser Sonnensystem für nur oder minder lange Zeit begleitet und dann wieder in der Unendlichkeit untertaucht, zustande kommt. Bevor sich der Komet der Erde oder Venusbahn nähert, mögen auf ihm wissenschaftlichen Berechnungen zufolge — mindestens einige hundert Grad Kälte herrschen. Einmal aber in den Strahlungsbereich unserer Sonne gelangt, geschieht auf und in ihm eine jähre Verwandlung. Kohlenstoff und Stickstoff fangen Feuer. Riesige Glutklümpchen und Flammen steigen auf, streben der Sonne zu, werden aber durch deren ungeheure unheimliche Kraft zurückgehalten und in den Raum hineingetrieben. Während der Komat unentwegt weiter vorwärtst, zieht er gleichzeitig einen vom Atem der Sonne geformten, bis zu hundert Millionen Kilometer langen leuchtenden Schweif hinter sich her, schimmernd rot, manchmal auch von grell-grünlicher Farbe anzusehen. Bis dann in nächster Nähe des grossen Sonnenbruders eine weitere Materie des Kometenkörpers in Aufruhr gerät, regelt sich in der unvorstellbaren Hitze verdampft: Eisen und Natrium. Kurze Zeit noch steht dann der leuchtende Bote auf dem rasehellen All sichtbar für die Erde. Jetzt purnt und gelblichglühend, um bald danach auf seinen Elipsen- oder parabelähnlichen Weltweg, blasser, kleiner, unscheinbarer werdend, um endlich zu zerfliessen in Nebel und Nichts, nach ewigen Gesetzen.

Die „Karte des Himmels“ Wenn heutzutage die Jagd nach Kometen und Planeten an einer modernen Sternwarte auch längst nicht die einzige Beschäftigung ist, so spielt sie dennoch eine nicht unwesentliche Rolle bei der Lötung der Schalen, der über die Millionen Rätsel des All gehandelt ist. Bis um die Wende des 18. Jahrhunderts kannte man überhaupt nur die grossen Planeten Merkur, Mars, Jupiter, Venus, Saturn, Uranus und Neptun, von denen man wusste, dass sie gleich der Erde um die Sonne kreisen. Erst in der Neujahrnacht 1800 entdeckte ein italienischer Astronom in Palermo den 8. Planeten, den Ceres, der sich jedoch mit der Bezeichnung Planetoid zufriedengeben musste. Seither hat man mehr als 1500 solcher Planeten entdeckt und kartiert, und man weiss, dass diese Zahl noch mehr als die Hälfte aller von der Sternwarte Königsberg

bei Heidelberg erstmalig wahrgenommen, wo man sich mit Hilfe eines der grössten und besten Teleskope Europas auf kleine Planeten im Laufe der Zeit spezialisierte. Um diese Arbeit auch nur annähernd würdigen zu können, ist es interessant zu wissen, dass als Ergebnis dieser langjährigen Bemühungen rund 40.000 belichtete photographische Platten von sternüberstärkten nachtdunklen Firmament auf dem Königsstuhl vorhanden sind; also das grösste astronomische „Himmelsarchiv der Erde“.

„U.B. 1937“ kreuzte die Erdbahn

Die Vorstellung des Laien, das lediglich das Aufkreuzen von Kometen mit dem Bestand unserer Erde schicksalhaft verbunden sei, hat der Allgemeinheit einen „Zwischenfall“ vorbehalten, der sich vor einigen Jahren im Kosmos zutrug. 1937 entdeckte man in Heidelberg den Kometen „U.B. 1937“. Und niemals zuvor war ein kosmischer Körper der Erde so bedenklich nahe gekommen wie dieser winzige Planet in der Nacht zum 28. Oktober des gleichen Jahres. „U.B. 1937“ kreuzte in jener Nacht die Erdbahn in einem Abstand von knapp einer Million Kilometer. Nur eine geringe Spanne im Vergleich zu den Zahlen, mit denen sonst in der Astronomie gerechnet wird. Bedenkt man, dass wir, — wie schon eingangs erwähnt, — selbst mit 100.000 Stundenkilometer um die Sonne kreisen, so hätte eine Verschiebung des Erdumlaufes von nur zehn Stunden früher oder später zur Katastrophe führen können. Hätte! Aber die unerforschten Rätsel des Weltalls haben eben ihre eigenen und, wie man sie veranschaulichen möchte, wir haben jedenfalls den drohenden „Weltuntergang“ ruhig verschlafen. Und das war gut so. Wenn die Begegnung schlechter kommen wäre, dem kleinen Planeten „U.B.“, der als mächtiger Meteor auf die Erde gestürzt wäre oder der alten, stabilen Erde, die schon einen Stoss auszuhalten vermag, soll dahingestellt sein. Inzwischen ist dieser kleine gefährliche Planetoid längst wieder in den Raum hinausgestürzt. Vielleicht kreuzt er erst in zehntausenden Jahren wieder in so bedrohlicher Nähe unsere Erdbahn.

WALTER SCHREY

Eine Tibetschau in Salzburg

Salzburg, 20. Januar.

Zu einem kurzen Besuch traf der schwedische Tibetforscher Dr. Sven Hedin mit seiner Schwägerin, mehreren schwedischen Wissenschaftlern, dem deutschen Tibetforscher Dr. Ernst Schäfer und sämtlichen Mitgliedern der „Tibetexpedition in Salzburg“ ein. Ihr Besuch galt dem „Haus der Natur“, dem eine Tibetschau mit einem Teil der Forschungsergebnisse der letzten „Tibetexpedition“ Dr. Schäfers angegliedert worden ist. Die Schau gibt ein umfassendes Bild von dem tibetischen Leben. Die Figuren sind nach Originalabdrücken von lebenden Tibetern naturgetreu in einem besonderen Verfahren nachgebildet. Die Kleidung, Zeile und deren Einrichtungen sind von Dr. Schäfer aus Tibet mitgebracht worden. Die Schau, die die erste dieser Art in Grossdeutschland ist, wird in die Obhut des Leiters des „Hauses der Natur“, Prof. Dr. Paul Traut, übernommen, dessen Initiative die Einrichtung des einzigartigen Naturmuseums Deutschlands zu verdanken ist.

MINIMAX
Handfeuerlöcher
MINIMAX N.V.
BUSSUM (Noordholland)
Zwarteweg 8 Tel. 5380

Greiner
Glasinstrumente
REGULIERBRUCHT 111, AMSTERDAM. RUF 34102

Wo einer eine Dose tut
schützen
— 2 Rhoda —
In Apotheken u. Drogerien f-80 u. -81

Wahrhaft!
Schmackhaft!
PUDDING AUSGIEBIG!

SPAARBRIEFBANK
„DE TOEKOMST“
Sitz in 's-Gravenhage
Bedeutendste Unternehmung auf diesem Gebiete in Holland
Überall Vertreter

Rheuma!
ASPIRIN
gehört ins Haus!
Richtungen zu 20 Tabl. 20 Cts.
Beutelchen zu 5 Tabl. 6 Cts.

für Deutsche
Beginn: Februar 1943.
Mindestdirekte für zwei Wochenstunden (4— monatlich.
Prospekte, Auskünfte und Anmelde (nur persönlich) bis
zum 30. Januar täglich (ausgenommen Samstag und Sonntag)
beim Sekretariat der
NIEDERLANDISCH-DEUTSCHEN KULTURGEMEINSCHAFT
in Amsterdam: von 12 bis 19 Uhr, Heerengracht 384, Tel. 34462.
in Rotterdam: von 15 bis 18.30 Uhr, van Vollenhovestraat 33, Tel. 26920.